Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 8 (1911)

Artikel: Neue Männerchöre
Autor: Jelmoli, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748533

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

(ausgenommen der Cercle des Etrangers in Genf) zu spielen, sobald sie sehen, wie schlecht die Aussichten sind. Wie es sich damit verhält, ist allerdings nicht an der Wand angeschlagen, was der einfachste Anstand verlangen würde. Opfer der Spielwut werden fast nur Unerfahrene, Leute aus dem Mittelstand, denen man ja auch durch den geringen Maximaleinsatz entgegenkommt. Wenn einer hartnäckig gegen sein Pech ankämpfen will, kann er immerhin in einer Stunde mit Leichtigkeit hundert bis zweihundert Franken verlieren. Und das kann in unserem gastlichen Lande durchaus nicht nur Fremden passieren; in Luzern wird recht viel von Luzernern gespielt, besonders in der stillern Zeit.

Das Spielgeschäft in Luzern ist sicherer als irgend ein anderes Geschäft; es ist fast ausgeschlossen, dass die Bank nur einen Tag ohne Gewinn arbeitet. Die Zahl der Spieltische ist vor kurzem wieder vermehrt worden. In die Vorstellungen des Kursaals werden halbstündige Pausen eingeschoben, damit die Theaterbesucher den Weg zum Spieltisch kennen lernen und damit sich die Hoffnung auf mühelosen Gewinn in einer Stunde bei ihnen einniste, wo das Geld den Weg leicht aus dem Beutel findet.

So liegen die Verhältnisse in unsern kleinen Spielbanken. Und nun frägt es sich, ob der Bundesrat daran gebunden ist, wenn er früher einmal, und sei es selbst in einer Konferenz mit Vertretern kantonaler Regierungen, festgestellt hat, wie weit der Artikel 35 der Bundesverfassung verletzt werden dürfe. — Wo fängt übrigens ein Betrag an, wie es in jenem Beschlusse steht, „erheblich" zu werden? Zum Beispiel für einen Studenten oder jungen Angestellten auf der Ferienreise, der auch sein Glück einmal versuchen will? Und was ist die „kurze Zeit", in der man solche Beträge verlieren kann? Eine Stunde? ein Abend? eine Woche?

Die Erklärungen, an die der Bundesrat gebunden sein soll, sind also so vag, so nichtssagend, dass sie neben dem entschiedenen Wortlaut der Bundesverfassung gar nicht in Betracht kommen. Und es kann sich doch nur darum handeln, ob ein Gesetz angewendet oder aufgehoben werden soll, nicht um Kompromisse, die immer das Ansehen des Staates schädigen.

ZÜRICH Dr. ALBERT BAUR

□□□

NEUE MÄNNERCHÖRE

(OPER UND KONZERT VII)

Es ist bekannt, welch breiten Raum in der öffentlichen Musikpflege unserer Stadt die Tätigkeit der Männergesangvereine einnimmt. Ein glücklicher Zufall fügte es, dass die Konzerte der drei führenden Chöre, Harmonie, Lehrergesangverein und Männerchor — man darf sie, wie die guten Hotels, nur in alphabetischer Reihenfolge nennen — sich in dieser Saison in die Zeitspanne von vier Wochen zusammendrängten, so dass ein Vergleich der Leistungen wertvolle Aufschlüsse erteilen konnte.

Während der erreichte Grad von Chordisziplin, von imposanter Fülle des Klangs wie von intelligenter Auffassung des Einzelnen wohl nur den Fachmann interessiert — die Schwankungen sind hier, wo selbst die min-

deste Leistung immerhin auf das Prädikat gut berechtigten Anspruch zu erheben vermag, für den naiven Hörer von inkommensurabler Art — bietet die Qualität des Gebotenen ein allgemeines musikalisches Interesse. Und da darf nun mit aufrichtiger Freude und Genugtuung konstatiert werden, wie sehr sich die Programme seit einigen Jahren verbessert haben. Wirklichem Kitsch, namentlich jenen seltsam verlogenen Imitationen und Überzuckerungen des Volksliedes, denen die Hand des Autors als Entschuldigung für jeglichen Mangel an Originalität das Motto „im Volkston" auf den Weg gab, begegnet man überhaupt nicht mehr. Auch jene seiner Zeit so beliebten dramatischen Kantaten, die den zweiten Teil des Abends zu füllen pflegten und deren musikalisches Interieur durchaus liedervertäfelte Wände aufwies, dringen nicht mehr an unser Ohr.

Von dem Programm, das der Männerchor für sein letztes Konzert aufgestellt hatte, darf man geradezu als von einer mustergültigen Vortragsfolge sprechen. Trotzdem darin nur vornehme Musik geboten wurde, vereinigte es — mit Ausnahme des Opernchores, als dessen beliebteste Vertreter im Konzertsaal Beethovens Gefangenenchor aus dem Fidelio und Wagners Matrosenchor aus dem fliegenden Holländer gelten dürfen — sämtliche Gattungen des Männerchors: den orchesterbegleiteten Chor, die Chorballade, das Strophenlied, den obligaten Chor als sekundierenden Klangkörper.

Auf den Programmen der drei genannten Vereine figurierten eine Anzahl Novitäten, denen hier einige Worte gewidmet seien.

Die Harmonie machte uns mit *Sigmund von Hauseggers* Neuweinlied bekannt. Ich kann mir wohl denken, was den Komponisten zur Vertonung dieses Bierbaumschen Gedichtes gereizt haben mag. In einer grotesken, vor greller Farbenwirkung nicht zurückschreckenden Manier wollte er die inmanente Komik des Philisteriums, wenn es sich dionysisch gebärdet, schildern. Dieser klaren Tendenz des Schöpfers treten aber bei der Ausführung zwei Eventualitäten hindernd in den Weg: entweder man befolgt die Intentionen des Meisters, dann aber ergibt der dynamische Überschwang von Chor und Orchester ein Ensemble, dessen realistische Kraft jenseits des Ästhetischen liegt — dies war bei der Aufführung durch die Harmonie der Fall — oder der Dirigent versucht durch sorgfältige Retouchen und gepflegtes Schönsingen die Situation zu idealisieren, wobei dann die ironische Pointe völlig verloren geht. Zwischen dieser Scylla und jener Charybdis vermag das Werk niemals völlig unversehrt durchzudringen.

Dr. *Rudolph Siegels* Apostatenmarsch kennt keine solchen Schwierigkeiten. Denn hier ist die satirische Note, dank der urkräftigen Gottfried Kellerschen Verse mit Deutlichkeit herausgearbeitet. Und die durchgeführte langsame Marschform gibt dem Stück eine feste Architektonik. Höchst ergötzliche Details treffen wir in der Instrumentation auf Schritt und Tritt, so etwa die giftige D-dur-Wendung des Blechs bei der Stelle vom „Jungfernkranz", dann die orchestrale Einkleidung des Refrains. Im Chor verleiht der festgehaltene punktierte Rhythmus der Komposition einen Grundton von ätzendem Sarkasmus. Das Werk ist eines jener seltenen Beispiele dafür, dass ein musikalisches Talent — als solches kennen wir den Komponisten der symphonischen Dichtung seit letztem Jahr — sich an der Reibungsfläche eines großen Dichters zu genialen Werken zu entzünden vermag.

Von *Othmar Schoeck* hörten wir eine musikalische Einkleidung des Lenauschen Postillion für Chor, Tenorsolo und Orchester (wie das Siegelsche Werk in der von Volkmar Andreae liebevoll studierten Aufführung durch den Männerchor). Bezeichnend für die Hypertrophie unserer großen Männergesangvereine ist es, dass der Dirigent die Ausführung dem Halbchor anvertrauen musste, um die intimen Schönheiten dieses echt romantischen Werkes nicht zu zerstören. Man kennt die hohe Poesie der Schoeckschen Muse: an unmittelbarer, poetischer Intuition überragt der junge Komponist die heutige Generation um Haupteslänge. Mag auch die Form der straffen Führung entbehren, die Lyrik des Künstlers entschädigt durch ihr wundersames Gewebe reich dafür. Mit welch geheim vertrautem Naturempfinden wird doch die Schilderung der Maiennacht in den Streichern und den scheuen Unisonophasen der Tenöre und Bässe unternommen, und wie schlicht und volkstümlich tritt der Chor späterhin in seinen a cappella-Strophen auf. Noch eines: Schoeck braucht heute gar nicht originell zu sein; auch wo er Wendungen bringt, die uns vertraut sind, erscheinen sie uns durch die feine Psyche des Komponisten geadelt und verjüngt.

Ein Kuriosum endlich ließ uns der Lehrergesangverein in dem letzten Satz der *Jean Louis Nicodé*schen a cappella-Symphonie: Morgenwanderung im Gebirge kennen lernen. Es wird hier der Versuch gemacht, eine dreiteilige Symphonie, deren Dauer ziemlich genau eine Stunde umfasst, für Männerstimmen (die in ein, zwei und drei Chören auftreten) zu schreiben. Selbstverständlich musste ein solches Qui pro quo (der Komponist redet von Paukentönen, Hornstimmen usw.) bei der Übersetzung in die klangliche Wirklichkeit die größte Enttäuschung erregen. Als Dokument einer selten kühnen musikalischen Verstiegenheit verdient es immerhin Beachtung. Durch solche „Bis hieher und nicht weiter" werden die Grenzen der einzelnen Kunstgattungen in einer für das Publikum äußerst lehrreichen Weise demonstriert.

ZÜRICH HANS JELMOLI

□□□

J. C. HEER UND WIR

Man hat mir mündlich und schriftlich lebhaftes Erstaunen darüber ausgesprochen, dass ich in meinem Artikel „Bundesdeutsch" die Ansicht ausgesprochen habe, wer zu den Lesern J. C. Heers gehöre, dem müsse jedes Sensorium dafür abgehen, was als schönes, gutes Deutsch und was als Bundesdeutsch zu gelten habe. Wohlverstanden, dass J. C. Heer eigentliches Bundesdeutsch schreibe, habe ich nicht behauptet, sondern nur, dass er das Stilgefühl seiner Leser korrumpiere.

Diese Ansicht bedarf keiner Entschuldigung, sondern nur einer Rechtfertigung. Und diese ist sogar für jeden ganz überflüssig, der das neueste Opus von Heer „Da träumen sie von Lieb' und Glück" gelesen hat.

Ich habe häufig im Gespräch sehr deutliche Ansichten über dieses Buch gehört und habe mir vorgestellt, es sei ein schlechtes Buch, wie andere schlechte Bücher auch sind, von denen es nicht der Mühe wert ist, viel Aufhebens zu machen. Schließlich habe ich es dann doch gelesen, und